

Der gebliebene Stachel

Franz-Josef Steinmetz SJ, München

„Wenn ich mich rühmen wollte, so wäre ich keineswegs verrückt; ich würde ja die Wahrheit sagen. Aber ich will darauf verzichten, damit niemand höher von mir denke, als er an mir sieht oder von mir hört“ (2 Kor 12, 6).

Diese Worte schreibt Paulus vermutlich im Spätsommer des Jahres 54/55 an die Gemeinde in Korinth. Sie fließen ihm nicht von ungefähr in die Feder, sondern infolge ganz bestimmter Umstände, die ihn in harte Bedrängnis bringen. Andere „Apostel“ sind gekommen und haben der Gemeinde imponiert. Sie prahlen mit ihren Taten, rühmen sich ihrer Leistungen. Paulus wird angefeindet, muß um sein Ansehen kämpfen. Seine Autorität ist gefährdet, seine Arbeit erheblich erschwert. Die Lage spitzt sich immer mehr zu. Es kommt zum Äußersten: auch der Apostel beginnt zu prahlen. Er weiß, wie abwegig das für einen Christen ist. Aber er weiß sich nicht anders zu helfen. Er fühlt sich dazu gezwungen. Er braucht den Vergleich nicht zu scheuen. Sozusagen wider Willen zählt auch er seine Vorzüge auf (11, 16–12, 5). Er soll sich ja rühmen. Die Korinther wollen es so. Wenn er es tut, dann ist es keine Torheit. Es entspricht der Wahrheit. Was er aufzuzählen und zu sagen hat, kann seine Wirkung kaum verfehlten. Und doch spürt er, daß dieses vergleichende Prahlen im Grunde und auf die Dauer nichts taugt. Er unterbricht sich bald wieder, er verzichtet auf diese Methode. Er hat Wesentlicheres zu verkünden und versteht es, sich selbst und seine Leser auf andere Gedanken zu bringen.

Es fällt zuweilen schwer, biblische Texte für unsere Zeit zu aktualisieren. In diesem Fall scheint jedoch eine „Übersetzung“ ausnahmsweise leicht zu sein. Die Herausforderung zum vergleichenden „Selbststruhm“ gehört geradezu zum politischen Alltag. Nur wer Leistungen aufzuweisen hat, kann sich auf die Dauer behaupten. Selbstverständlich, daß jeder versucht, seine „Taten“ in ein entsprechendes Licht zu rücken. Ansehen und Wiederwahl einer Partei und ihrer Funktionäre sind weitgehend davon abhängig. Das Schlagwort von der „Leistungsgesellschaft“ findet immer wieder seine eindrucksvolle Bestätigung. Die üblichen Parlamentsdebatten sind dafür nur ein allzu bekanntes Beispiel.

Kein Wunder, wenn dieser Stil auch in der Kirche üblich geworden ist; genauer müßte man wohl sagen, er wurde immer schon oder doch wenigstens oftmals praktiziert. Christen sind Menschen mit menschlichen Eigenheiten. Sie werden angegriffen und brauchen Selbstbestätigung wie jeder-

mann. Und das nicht nur in der Konkurrenz mit anderen Weltanschauungen und Religionen, nein auch der innerchristliche, ja der innerkirchliche Wettbewerb reizt zum vergleichenden „Sich-rühmen“. Nicht etwa aus überheblichem Dünkel, nein sozusagen notgedrungen und durch die Umstände gezwungen kommt es einfach dazu. Es hat oft den Charakter einer Notwehr. Dabei unterläuft vielleicht die eine oder andere Übertreibung, die eine oder andere Lüge. Im Grunde aber wird man urteilen können: Sie sagen die Wahrheit. Es ist keineswegs bloß hohle Prahlgerei, sondern notwendig gewordene Verteidigung. Erinnerung an vergessene Leistungen und Taten.

Soweit, so gut. Bei Paulus sind wir in dieser Hinsicht in guter Gesellschaft. Auch er griff in bestimmter Situation um der Person und der Sache willen zu diesem Mittel. Es kann also wenigstens fallweise notwendig und nützlich sein. Was aber, wenn zugleich unsere Schwächen und Fehler ins Bewußtsein dringen? Zweifellos ist doch manches an uns und in uns, was wir am liebsten verschweigen und verstecken möchten. Es kann sich im erwähnten Konkurrenz-Kampf kaum sehen lassen. Sollen wir es bagatellisieren? Stillschweigend übergehen? Als relativ belanglos beiseiteschieben? Betrachten wir wiederum Paulus. Was hat er dazu zu sagen?

„Damit ich mich nun aber der überschwenglichen Größe der Offenbarungen wegen nicht überhebe, ist mir ein Dorn ins Fleisch gegeben, ein Satansengel, der mich mit Fäusten schlagen soll, damit ich mich nicht überhebe. Seinetwegen habe ich den Herrn dreimal angerufen, daß er von mir ablassen möge. Doch er hat zu mir gesagt: es genügt dir meine Gnade. Denn die Kraft kommt in Schwachheit zur Vollendung“ (12, 7–9).

Der Apostel bleibt sich seiner Schwäche bewußt. Selbst in der harten Auseinandersetzung mit seinen Gegnern begeht er die Torheit, sich selbst und seine Leser daran zu erinnern, daß „Herrlichkeit“ und „Leistung“ nur eine Seite seines Lebens ist. Die andere Seite, gleichsam die negative und dunkle, ist auch da. Er verschweigt sie nicht, er nennt sie beim Namen, sie heißt: „Dorn im Fleisch“. Man weiß nicht genau, was es war. Es ist viel darüber gerätselt worden. Meint er eine bestimmte, höchst unangenehme, häßliche Krankheit? Oder denkt er an apostolische Notlagen, Bedrängnisse, Verfolgungen? Quälten ihn vielleicht endogene Depressionen? Liegt eine Anspielung auf die allgemeine Sündhaftigkeit vor, die ihm auch nach der Bekehrung geblieben ist? Jedenfalls meint er eine höchst widrige Sache, einen Zustand, der ihm sehr zusetzt, so daß er wiederholt um Befreiung bittet. Seine Bitte wird erhört, aber nicht so, wie er es sich zunächst wünscht. Die Schwäche, der „Dorn im Fleisch“ bleibt. Er erhält „nur“ die Gnade, mit dieser Schwäche zu leben. Es wird ihm zuge-

sichert, daß sie genüge, und sie genügt ihm. Es gelingt ihm sogar, diesem widrigen Zustand einen tieferen Sinn abzugewinnen. Nach seiner Erkenntnis ist ihm dieser „Dorn im Fleisch“ geblieben, damit er sich „der überschwenglichen Größe der Offenbarungen wegen nicht überhebe“. Eine solche Gefahr scheint ihm jedenfalls nicht grundsätzlich ausgeschlossen. Er ist der Ansicht, daß er „geschlagen“ wird, damit die Gefahr der Überheblichkeit für ihn gebannt ist. Ja, er sieht irgendwie, daß die Kraft Gottes angesichts seiner Schwachheit erst recht ihre Überlegenheit erweist. Doch davon später.

Nun müssen wir uns natürlich vor Verallgemeinerungen hüten. Es geht hier selbstverständlich nicht um Schmerzverherrlichung oder um eine prinzipielle Theorie der Schwachheit. Paulus spricht ganz persönlich und bezieht sich auf einen bestimmten Fall. Dennoch läßt sich sein Urteil auch auf unseren christlichen und apostolischen Alltag ausdehnen. Die Versuchung zur Überheblichkeit ist freilich kein allgemeines Phänomen. Minderwertigkeitsgefühle gehören vielleicht mehr noch zum Alltag mancher Christen als Arroganz. Es geht auch nicht darum, etwa Schwachheit und Mängel auf einen einzigen Nenner zu bringen. Die Frage ist nur, ob sich nicht manche Schwachheit besser und christlicher ertragen läßt, wenn wir sie – ähnlich wie Paulus in diesem Zusammenhang – als Schutz gegen Überheblichkeit interpretieren. Solche Auslegung könnte jedenfalls Hilfe und Erleichterung bedeuten. Man muß bei der Vorstellung der Größe der Offenbarungen doch nicht unbedingt an ganz ungewöhnliche Erkenntnisse denken – wie sie zweifellos bei Paulus vorlagen –, um diese Erklärung auf uns anzuwenden. Es genügt durchaus, einmal an das zu denken, was jedem lebendigen Christen an Offenbarung und Kraft zuteil wird. Die Berechtigung des Enthusiasmus in der Kirche sei unbestritten. Gerade die östliche Zeit, in der wir leben, beweist aufs neue, wieviel Grund und Anlaß ein Christ hat, zuversichtlich und stolz zu sein. Die Zeichen der Herrschaft Jesu Christi sind keineswegs völlig erloschen. Und trotzdem! Die Schwächen und Demütigungen des Lebens, die nach Ostern und trotz Jesu Auferstehung geblieben sind, setzen uns schwer zu. Sie erscheinen auch uns wie „ein Satansengel, der uns mit Fäusten schlagen soll“. Warum bleibt dieser „Dorn im Fleisch“, diese Erniedrigung und Schwachheit? – Ob nicht – unter anderen rätselvollen und geheimnistiefen Gründen – auch deshalb, damit wir uns nicht überheben, uns also unserer eigenen Ohnmacht bewußt bleiben und nicht vergessen, wem wir unsere Vorzüge und Leistungen verdanken?

„Um so viel lieber also will ich mich meiner Schwachheiten rühmen, damit die Kraft Christi Wohnung bei mir nehme. Darum sage ich Ja zu

meinen Schwachheiten, Mißhandlungen, Notlagen, Verfolgungen und Bedrängnissen um Christi willen. Denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark“ (12, 9–10).

Paulus wird offensichtlich immer „törichter“. Nicht genug damit, daß er die Schwäche, die ihn „mit Fäusten schlägt“, offen beim Namen nennt. Er geht noch weiter und rühmt sich ihrer sogar. Ob wir seinem Gedankengang zu folgen vermögen? Der Einstieg gelingt wohl am besten bei der Begründung seines Verhaltens, die er selbst gibt: Er röhmt sich seiner Schwachheiten, *damit* die Kraft Christi (dieser Ausdruck ist sicher gleichbedeutend mit „seine Gnade“) bei ihm einkehrt. Je mehr er zugibt, wie schwach und elend er von sich aus ist, um so mehr rückt auf diese Weise die siegreiche Gnade des Herrn ins rechte Licht und vor unsere Augen. Das, was der Apostel sagen will, ist freilich sehr knapp und paradox formuliert. Es läßt sich eher erahnen als streng philologisch erheben. Die Gedanken überschlagen sich förmlich, greifen ineinander über und führen zu einer Umwertung normalen und gewöhnlichen Denkens über Schwachheit, Not und Bedrängnis. Der größte Ruhm des Apostels besteht offenbar darin, daß er auch zu diesen Seiten seines Lebens Ja sagen kann und sie durchzustehen vermag. Es ist sein Ruhm und doch wieder nicht sein Ruhm, denn es ist ja die Kraft Christi, die ihm eine solche „Leistung“ ermöglicht. Indem er sich seiner Schwachheit röhmt, röhmt er die Gnade des Herrn.

Der „Dorn im Fleisch“ bleibt dämonischen Ursprungs. Er wird keineswegs verherrlicht. Jede pseudo-asketische Liebe zu Krankheit und Not ist dem Apostel fern. Keineswegs bleibt er in moralisch-pädagogischen Überlegungen stecken. Das Leid läßt sich nicht teleologisch erklären. Aber die Gnade der Erlösung beweist gerade dort ihre größte Kraft, wo sie ohne mirakulöse Beseitigung der Übel des Daseins sozusagen in der Not und Bedrängnis des Apostels triumphiert und ihn so zum Träger und Zeugen wahrhaft göttlicher Gnade macht. „Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark.“

Gilt auch das Umgekehrte? Sind wir schwach, wenn wir stark sind? Das ist nicht unbedingt gesagt. Aber es scheint doch irgendwie vorausgesetzt, daß vermeintliche Stärke wie ein Irrlicht auf Abwege führt. Wer stark ist, fühlt sich unabhängig, ist in Gefahr, seine Geschöpflichkeit und seinen Ursprung zu vergessen. Seine Schwächen zwingen ihn in die Wahrheit zurück. Er findet gewissermaßen durch seine Schwachheit hindurch seine wahre Stärke wieder: die Kraft und Gnade des Herrn.

Ist der Vergleich mit den Gegnern fast völlig vergessen, seine Aktualität für uns nur schwer zu erkennen? Notlagen, Bedrängnis und Verfolgung der Kirche heute sind kein Ruhmesblatt geradliniger Selbstbestäti-

gung, kein Trumpf in der Hand innerweltlicher Konkurrenzen. Das Elend des Christentums wird groß geschrieben, verhöhnt, verlacht und aufs Forum gezerrt. Man verrechnet, vergleicht, verwirft sowohl hüben als drüben. Die Gewichte der Gutachten schwanken auf den Waagen der Meinungsmacher. Ein gerechtes Urteil wird von Tag zu Tag aussichtsloser. Sind die letzten Trümpfe schon gefallen, die Waffen auf beiden Seiten stumpf geworden?

Das Verhalten des Paulus scheint paradox, ja absurd zu sein und wenig weiter zu helfen. Und dennoch! Sein stärkstes Argument war seine Schwäche. Nicht aus sich selbst, nicht in bodenloser Narretei und Clownerie, sondern aus christlicher Hoffnung. Wir wissen nicht, wie weit er seine Gegner schließlich überzeugen konnte. Das ist auch nicht entscheidend. Entscheidend ist, daß wir selbst überzeugt sind und den Teufelskreis der Vergleiche des Sichtbaren durchbrechen hinein in die Paradoxie einer wahrhaft christlichen Hoffnung. „Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark.“ Dieser Stachel im Fleisch wird jedenfalls bleiben, auch wenn wir es nicht übers Herz bringen, uns unserer Schwachheiten zu rühmen.

Die Sorge, vergebens zu laufen

Bardo Weiß, Mainz

Bei vielen, die heute in der kirchlichen Verkündigung stehen, macht sich das Gefühl der Frustration breit. Sie fühlen sich in einer Zeit, in der fast nur die äußere Leistung zählt, auf verlorenem Posten, weil man in der Kirche scheinbar immer weniger handgreifliche Erfolge aufweisen kann. Über dieses weitverbreitete Gefühl der Frustration im kirchlichen Verkündigungsamt wurde in letzter Zeit viel geschrieben. Manche Hilfe zu seiner Bewältigung aus dem Glauben wurde aufgezeigt. Dabei ging man aber im allgemeinen weniger auf die Angst ein, selbst zu den mangelnden Erfolgen durch das, was und wie man verkündigt, beigetragen zu haben. Diese Angst nimmt neuerdings zu. Wer heute konkret seinen Glauben bezeugt, muß Stellung beziehen in dem breiten Feld möglicher Glaubensverständnisse unserer Zeit. Er tut es aber nie allein für sich, sondern auch für die, denen er den Glauben verkündigt. Bei dieser Entscheidung schleicht sich